

(Nachdruck verboten.)

201

## Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Durch andere Ursachen gereizt, behauptete Melchior ungerechterweise, daß die Schweine ihm die Weide verdürben; er forderte den benachbarten Hirten auf, seine Herde nicht mehr auf seine Tanca zu lassen. Der andere versprach dies, hielt aber nicht Wort, und als Melchior eines Tages einige Ferkel unter den Steineichen antraf, jagte er sie fort. Auf der Flucht zerstreuten sie sich und einige stürzten ab und blieben tot. Der Schweinehirt brannte vor Zorn und fing mit Melchior Streit an; sie schimpften einander, warfen sich hunderterlei eingebildete Vergehen vor, und es schien, daß es zu Tätlichkeiten kommen würde. Das unterblieb zwar, doch von jenem Tage an waren ihre nachbarlichen guten Beziehungen abgebrochen und sie boten einander nicht mehr den Gruß. Das erbitterte Melchior vollends. Jeden Sonntag ging er nach Nuoro hinab, um seine Verlobte zu besuchen, die ihm immer mehr zuwider wurde. Nach der anfänglichen, heuchlerischen Zurückhaltung zeigten Mutter und Tochter sich ihm so, wie sie wirklich waren: tückisch, kleinlich, geizig bis zum Schmutz und voll dummen Hochmuts. In vier Monaten war nicht ein süßes Wörtchen zwischen den beiden Verlobten gewechselt worden; die unförmig dicke Gestalt der Mutter wachte stets neben dem Herde, an dem sie saßen — Melchior verlangte aber auch gar nicht nach einem vertrauten Gespräch.

Eines Abends hingegen fand er die Alte allein vor.

„Und sie?“ fragte er, zu Boden blickend.

„Sie ist ausgegangen, wird aber bald zurückkommen,“ erwiderte die Frau, ihn aufmerksam betrachtend. „Da wir gerade allein sind, will ich Dir etwas sagen.“

„Was?“

„Höre, Melchior, mein Sohn. Du weißt, daß ich Schwärereien nicht leiden mag. Wenn also das, was ich Dir jetzt sagen will, eine Kleinigkeit wäre, so hätte ich mich nicht darum gekümmert; aber es handelt sich um Ernstes. Also: eine zuverlässige und gute Person ist gekommen und hat mich gefragt: Auf Treu und Glauben, ist es wahr, daß Ihr Eure Tochter dem Melchior Carta gebt?“

„Dem ist so!“

„Ueberlegt wohl, was Ihr tut, denn der ist auf schlechtem Wege und es wird nicht lange dauern, so fällt er dem Gericht in die Hände.“

„Zum Teufel auch!“ schrie Melchior, mehr erobert als erschrocken. „Fängt das Spiel wieder an?“

„Was meint Ihr damit?“ fragte die Alte aufmerksam.

„Fahrt nur fort!“

„Gut. Nachdem ich sie lange gebeten, ja beschworen, machte die Person mir einige Andeutungen. Es scheint, daß Deine Waise Pascha etwas ausplaudert hat. Du weißt, Pascha ist die Magd und . . . sie sagen . . . ich behaupte nicht, daß es wahr ist, Gott behüte! . . . Nun, sie sagen, die Magd und etwas mehr bei einem Richter. Es scheint, daß man Dich denunziert hat. Du beherbergst Banditen und man sehe mitunter gestohlenes Vieh in Deiner Tanca.“

Melchiors Lippen wurden weiß und zitterten; aber er sagte kein Wort. Er biß die Zähne zusammen, um vor den scharf aufmerkenden Augen der Frau seine Aufregung im Zaum zu halten.

„Ich wollte Dir nichts sagen, aber seit Pascha weiß, daß Du mit meiner Tochter verlobt bist, hört das Geschwätz nicht auf. Sie hat sogar gesagt, wenn sie nur gewollt, so hättest Du sie geheiratet, statt des Ungeheuers . . . Meine Tochter nennt sie ein Ungeheuer . . .“

Jetzt lächelten Melchiors Lippen und in seinen Augen leuchtete es. Weshalb lächelte er, wenn er an Venturedda dachte, und weshalb glänzten seine Augen, wenn er an Pascha dachte?

„Sie sagt auch, wenn sie es gewollt, so wärst Du jetzt schon verloren, daß es aber immer noch an der Zeit sei, weil die Gerichtsbarkeit Dich schon aufs Korn genommen hätte. Nach dem allen dachte ich, daß sie vielleicht das Gerücht von den Denunziationen austreut, damit Deine Heirat mit meiner Tochter zu Wasser würde; darum lege ich demselben keine große

Wichtigkeit bei, obgleich, wie gesagt, die betreffende Person sehr glaubwürdig ist. Aber jetzt höre wohl, was ich sage, Melchior. Ich habe Dir meine Tochter versprochen, weil ich weiß, daß Du rechtschaffen, arbeitssam und gut bist.“

„Und wohlhabend!“ stieß er hervor.

„Wohlhabend auch. Man lebt nicht von der Luft allein.“

„Na, Liebe!“ sagte er bei sich. Und mit gekreuzten Armen, stolz aufgerichtet, blieb er stehen, um die Frau zu Ende zu hören. Sie milderte ihre Stimme, daß sie fast demütig klang, doch das milderte die Herbe ihrer Worte nicht:

„. . . Und ich bin bereit, mein Versprechen zu halten. Aber wenn Du . . . Dich nicht ganz ruhig fühlen solltest . . . wenn Du vielleicht . . . am Ende sind wir ja alle Menschen und dem Fatum unterworfen . . .“

„Weiß,“ sagte er bitter, „ich bin kein Dieb!“ Und wenn ich dem armen Alten nicht schon Kummer genug gemacht hätte, so würde ich nach diesen Euren Reden weggehen und nie mehr einen Fuß in dieses Haus setzen.“

„Du hast mich mißverstanden!“ rief sie aus und suchte ihn zu begütigen, als die Tochter eintrat und die Rede auf gleichgültige Dinge kam.

Melchior bebte innerlich. Von neuem überfiel ihn die instinktive Furcht vor unbekanntem Gefahren, und zwischen diesen beiden Frauen, die er nicht liebte und die ihm mißtrauten, kam er sich wie von Feinden umgeben vor. Ganz im Grunde indes verspürte er ein Glücksgefühl, das ihm die Bitterkeit jener Augenblicke wieder fühlbar machte.

Pascha also hatte gesagt, daß wenn sie es gewollt, er lieber ihr angehört hätte, als dieser Verlobten. Sie hatte also doch an eine Vereinigung gedacht? Sie war eifersüchtig? Alles andere verschwand für ihn: Trost, Haß, Schmerz, Drohungen, Niederträchtigkeit, alles. Es blieb nur die schmeichelnde Süßigkeit dieser Worte zurück — in die sich freilich ein Verlangen nach Rache mischte. Er fühlte, daß er Pascha verachtete und sie nicht mehr heiraten konnte; doch wenn er sich mit einem anderen Mädchen, mit Venturedda zum Beispiel, verband, so würde seine größte Freude die Neue und der Kerger der ehemaligen Braut sein. Ganz erregt ging er zu Zia Bisaccia und erzählte ihr alles.

„Ich möchte ein paar Worte mit meiner Waise wechseln,“ sagte er dann. „Ich will wissen, was an diesem Gerede ist.“

Zia Bisaccia überlegte.

„Wenn Du mir versprichst, keine neue Torheiten zu begehen, so kann ich Dir dazu verhelfen, sie noch heute abend zu sprechen . . .“

„So geht! Fene Zeiten sind vorüber,“ sagte er gereizt. Sie hing ihre Tunika um und ging.

Der Abend sank hernieder. Melchior saß beim Feuer, das Gesicht in den Händen vergraben. An dem Abend, an dem Zio Pietro hingegangen war, für ihn um Ventureddas Hand zu werben, da hatte er nicht in so beklemmender Unruhe gewartet.

Zia Bisaccia wußte, wo Pascha zu finden war: sie spazierte den Corso auf und ab, mit anderen Magden und aufgepusteten Kindern, die sich über Moden unterhielten und über andere Klatschten, wie große Damen. Paschas junger Herr, immer noch kümmerlich und das blasse Gesichtchen in dem unechten Pelztragen seines Ueberziehers vergraben, ging neben ihr her; das schwarze Hündchen mit seinem ewigen Schellengeltingel und dem blanken Halsband folgte.

Die klare, winterliche Dämmerung senkte sich mit kostem Glanze über den westlichen Horizont; hinter dem Orthobene im Osten stieg der Vollmond auf und warf sein Licht auf den ziemlich belebten Corso.

Mit ihrem gewohnten, festen Schritt kam Zia Bisaccia daher; die Herren und Damen und ganz besonders die Mädchen, die da umherspazierten, erweckten ihre vollste Verachtung, der sie für sich hin murrend Ausdruck verlieh. Endlich sah sie die, welche sie suchte.

„Ess . . .!“ zischte sie und machte ein Zeichen mit dem Finger.

„Was wollt Ihr?“ fragte Pascha herankommend.

„Dich. Willst Du einen Augenblick mit mir kommen? In meinem Hause ist jemand, der Dich sprechen will.“

„Wer?“

„Dein Better.“

„Zia Caterina!“ stieß Paska hervor und blickte sie halb erstaunt, halb erschrocken an.

„Du brauchst keine Angst zu haben! Er ist in meinem Hause, das ist genug.“

„Dann komme ich gleich. Euretwegen!“

„Zavohl — meinetwegen!“ erwiderte die Frau höhnisch und ging davon.

Und Melchior harrete. In der Küche verdichtete sich das Dunkel, und bei dem flackernden, roten Schein der Herdflamme zitterten große Schatten an den Wänden.

Noch bevor Zia Bisaccia heimkehrte, vernahm er leichte Schritte im Hofe und das leise Geklingel des Glöckchens; alsbald erschienen drei Gestalten: das Mädchen, der Knabe, der Hund.

„Paska,“ sagte Melchior auffpringend, „weshalb hast Du den jungen Herrn mitgebracht?“

Der junge Herr riß seine Augen auf und horchte gespannt auf. Paska bedeutete Melchior, vorsichtig zu sein und entgegenete:

„Er wollte mit mir kommen, Zia Caterina wollte mich gern sprechen. Wo ist sie?“

„Sie ist noch nicht zurück; Ihr seid wahrscheinlich schneller gegangen als sie.“

„Wahrscheinlich. Setz Dich hierhin, Ehes.“ Paska ließ den Knaben auf einem plumpen Stuhl niedersitzen und setzte sich auf einem Schemel in das volle Licht. Das Hündchen lief in der Küche umher und beschnupperte alles.

Melchior stand aufrecht vor dem Herd und sah gierig auf seine Base; er beherrschte sie mit einem Blick, in dem hundert verschiedene Leidenschaften flammten.

Er begriff, daß Paska den Knaben zu ihrem Schutze mitgebracht hatte; ohne dessen verhaßte Anwesenheit würde er wahrscheinlich wieder über seine Base hergefallen sein und seinen gerechten Zorn an ihr ausgelassen haben. Wenn er dann aber ihren frischen, roten Mund vor sich sah, dessen kindlicher Ausdruck das ganze Gesicht so anmutig und jugendlich erscheinen ließ, dann gedachte er mit innerem Beben, mit sehnüchtiger Zärtlichkeit, mit tollem Verlangen der Küsse, die er mit dem rosigem, warmen Munde ausgetauscht, der ihm jetzt so nahe war — und doch so fern! Weshalb fern? Ach, wenn sie allein gewesen wären, so hätte er Paska gepackt — aber statt sie zu schlagen, hätte er sie geküßt im rasenden Ausbruch seiner ganzen Leidenschaft, seines Schmerzes, seines so lange unterdrückten Bornes. Aber jener Junge!

Zum Teufel jener Junge mit den Händchen in den Taschen, der ihn immer mit dem gleichen starren und mißtrauischen Blick betrachtete; zum Teufel auch der Hund! Er hätte sie gegen die Wand schleudern mögen.

„Ist das der Sohn Deines Herrn?“

„Ja,“ erwiderte sie lachend und begegnete mutig dem Blick, der sie verischlang.

„Warum lachst Du?“

„Weil ich Lust habe.“

„Kleiner,“ fragte er dann den Knaben, „ist es wahr, daß die da Dein Pferd ist und daß Du sie peitschest?“

„Das ist nicht wahr,“ entgegnete das dünne Stimmchen entschlossen.

Melchior empfand eine wohlthuende Erleichterung, Paska aber fühlte sich beleidigt und sprang auf.

„Ich bin nicht hierher gekommen, um mich beschimpfen zu lassen! Ich gehe . . . Komm, Ehes . . .“

Zum Glück trat eben Zia Bisaccia ein und hielt sie zurück. Sie steckte eine Lampe an und sagte zu dem Knaben:

„Komm, Kleiner, Tante gibt Dir etwas Gutes.“

Effisio blickte auf Paska.

„Geh nur, wenn Du magst,“ sagte diese, durch die Anwesenheit der Frau beruhigt. Zia Bisaccia führte den Knaben in eine Kammer, die einen sonderbaren Geruch an sich hatte und ihm überaus geheimnisvoll vorkam: ein mächtiges, vieredriges Bett überragte ein Himmel aus gelbem Zeug; an den Wänden hingen große und kleine Körbe mit Asphodill; schwarze geschnitzte Truhen standen auf plumpen Füßen die Wände entlang. Von der Decke hingen kleine gelbe Käse herab, Weintrauben, Birnen und Quitten.

Die bekommene Verwunderung des Knaben schwand, als die Frau den Dedel einer Truhe in die Höhe hob und er große Kränze aus getrockneten Feigen erblickte, prächtige Rosinen und einen ganzen Topf voll goldgelben Honig. Von all diesen guten Dingen durfte er kosten.

Als sie allein waren, fragte Paska, was Melchior von ihr wolle.

„Ja, was wollte er? Fast hatte er's vergessen.“

„Es ist spät,“ sagte sie hinausblickend, „beeile Dich, meine Herrschaft wartet auf mich.“

„Dein Herr wartet auf Dich? Sagt er Dir alles, dieser Herr?“

„Gott! Dich der Teufel! Fängst Du wieder davon an? Bin ich deshalb hierhergekommen?“

„Ja, deshalb!“ sagte er und faßte sie beim Arm. „Ist es wahr, daß Du das und das und das gesagt hast?“ Er hielt ihr alles vor. „Ist es wahr oder nicht? Sprich jetzt, sofort, sonst werde ich Dir einmal zeigen, wer ich bin! Ich habe es jetzt satt! Du willst mich verderben . . .“

„Ich bin es nicht, die Dich denunziert hat!“ entfuhr es ihr.

„Es ist also wahr? Rede, Du Teufelsmädchen! Wer sagt Dir diese Dinge?“

Er packte auch ihren anderen Arm und schüttelte sie. Ganz ruhig ließ sie es geschehen.

„Niemand sagt es mir. Ich fühle es. Ich will Dich gar nicht verderben . . . Was liegt mir an Dir? Ich habe es nur gesagt, weil ich jenes tödliche, falsche Ungeheuer nicht ausstehen kann . . .“

„Und warum nicht?“

Sie wußte nichts zu erwidern; aber bewegt neigte sie den Kopf.

„Warum kannst Du sie nicht ausstehen . . .? Wenn Dir doch nichts an mir liegt. Warum?“

Keine Antwort. Er dachte gar nicht mehr an das, weshalb er sie hatte kommen lassen; auch nicht an seine Gefahr; er fragte nicht mehr, was sie von den Anklagen wisse, die ihn bedrohten. Nur das letzte Warum hatte Bedeutung für ihn — alles übrige war nichts. Auch an seinen Vater dachte er nicht.

Einen Augenblick noch wartete er gespannt; dann fragte er mit veränderter Stimme:

„Hast Du keine Angst vor mir?“

„Weshalb sollte ich?“

„Ich kann Dich töten.“

„Töte mich.“

Er verspürte wirklich ein Verlangen, sie zu töten, sich selbst zu töten.

„Und weshalb hattest Du einmal Angst vor mir?“

„Damals mochte ich nicht sterben.“

„Und jetzt möchtest Du's?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ich unglücklich bin.“

„Warum unglücklich?“

„Weil die Welt voll von Lügen, Verleumdungen und Gemeinheiten ist.“

Diese Worte genügten ihm, zu glauben, daß auch alles über sie Gesagte Lüge und Verleumdung gewesen.

„Paska,“ sagte er und hob ihren Kopf zu sich empor, „ist das auch Verleumdung, daß Du mit meinem Hirten liebst?“

„Armer Junge!“ sagte sie, doch ohne in die Augen zu sehen, die sie wie toll anblickten.

„Armer Junge!“ wiederholte er für sich. — „Sieh mich an!“

Sie sah ihn an.

„Paska!“ rief er wie in Verzückung und drückte sie bebend, wild an seine Brust, hob sie in seinen Armen empor und preßte seine Lippen auf die ihren.

Trotz ihrer Schlaueit merkte die wieder eintretende Zia Bisaccia nicht, welches Unheil sie ihrer Nichte zugefügt.

Effisio hielt einen kleinen Kranz getrockneter Feigen in der Hand. Paska legte ihm den Pelz um den dünnen Hals und zog ihn mit sich. Kaum waren sie draußen, so fragte er:

„Wann kommen wir wieder her?“

„Wald, wenn Du stillschweigst. Das hast Du mir ja versprochen.“ Sie beeilte ihren Schritt, weil sie Felix, Zia Bisaccias Sohn, sah, der betrunken nach Hause kam.

Melchior dachte endlich an Zio Pietro, der mit Unruhe auf ihn warten mußte, und sagte zu Zia Bisaccia:

„Es scheint, daß die Sache wahr ist und sogar sehr ernst. Es sind Leute, die mir übelwollen. Ich weiß nicht, was das für ein Ende nehmen wird. Ich bin zwar ganz ruhig, denn ich habe ein reines Gewissen; auf jeden Fall aber muß ich vorsichtig sein und werde deshalb sobald nicht wieder in die Stadt kommen. Sagt also in Eurer Schwester Haus, daß sie mich fürs erste nicht erwarten sollen.“

„Rede!“ drängte Zia Bisaccia auf ihn ein und packte ihn am Mantel.

„Was ist das mit den nominen Briefen? Was hat der Fraß gesagt? Ob es auch wahr ist?“

„Wenn Ihr nicht glaubt, warum liebt Ihr sie denn kommen?“ sagte er rauh.

„Du wolltest es ja!“

„Still! Da kommt Euer Sohn nach Hause, und nicht allein, wie es scheint.“

Jelir trat schwankend ein; die Augen fielen ihm fast zu.

„Ich lasse Euch in angenehmer Gesellschaft,“ sagte Melchior und machte sich fort, während Bia Visaccia sich umdrehte und den Trunkenen von Kopf bis zu Fuß betrachtete.

Melchior hörte noch das Geschrei, mit dem die Mutter den Sohn empfang und dachte bei sich: Mag sie doch den ihrer Nichte geben!

Er war zu Fuß herabgekommen und trat ebenso den Heimweg an. Der hochstehende Vollmond warf ein schneeiges Licht über die niedrigen Moosdächer und grasbewachsenen Gassen; die Bäume und Sträucher in den Gärten und Höfen bei Sant' Ussula streckten ihr kahles Geäst vor dem klaren, blauen Himmel; rauher Gesang trunkenen Jecher erscholl in der Ferne.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

e. w. Wohlthätigkeit. Vor einigen Jahren hatte ich bei meinen morgentlichen Wanderungen durch die Straßen der Stadt Gelegenheiten, Zeuge eines Vorganges zu sein, der sich meinem Gedächtnisse für immer fest eingepägt hat. Als ich mich auf dem Gendarmenmarke befand, ging ein Mann in reinlicher Arbeiterkleidung, in grauem Jackett und aufgetrempelter Hose, rüstigen Schrittes eine kleine Straße vor mir her. Augenscheinlich war er auf dem Wege nach seiner Arbeitsstelle. An der Bedürfnisanstalt, die sich an der Ecke der Charlotten- und Französischenstraße befindet, wendet er sich plötzlich links, geht auf einen dort ruhig stehenden Mann in Arbeiterkleidung zu, sagt, ohne ein Wort zu sagen, in die Seitentasche seines Jacketts und reicht ihm die von Müttern in Zeitungspapier eingewickelten Stullen. Mechanisch streckt der andere die Hand aus, ergreift das kleine Paket und sieht dem ohne Aufenthalt Weitergehenden in stummer und gleichsam erwarteter Haltung nach. Denn genau so wie er die Stullen mit der ausgestreckten Hand genommen hatte, blieb er stehen, offenbar von der unerwarteten Wohlthat aufs höchste überrascht.

„Aha,“ dachte ich, „arbeitslos, aber das hättest du dem Manne nicht angesehen.“ Denn aus der Kleidung und dem Schuhzeug, die sauber und ganz waren, konnte man das nicht schließen, auch nicht daraus, daß er zufällig mühsam an der Straßenecke stand. Und doch mußte der unbekannte Wohlthäter aus den Mienen und der ganzen Haltung des Dastehenden mit Sicherheit wahrgenommen haben, daß es so war. Vielleicht schärften das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Standesgenossenschaft, auch wohl die eigenen bitteren Erfahrungen den Blick für die Not des darbedenden Bruders. Wie dem auch sei, zerbrechen wir uns den Kopf nicht darüber, sondern würdigen wir vor allem die Größe und die Art der Gabe. Wahrscheinlich hat der Bräde, ohne darum gebeten worden zu sein, alles, was er hatte, weggegeben, in dem Bewußtsein, daß er, da er doch noch sein Mittagbröt vor sich habe, auch einmal des leidenden Bruders wegen sein Frühstück anschauen könne.

Und wie gibt er? Er gibt ohne Kränkung, er fragt nicht, wer der Nothleidende ist, ob er auch der Wohlthat würdig ist, er wartet nicht den Dank ab, schimpft nicht, wenn ihm mit dem Munde keine Dankesworte gesagt werden, sondern geht ruhig seines Weges, in dem Bewußtsein, als Mensch mehr als seine Pflicht getan zu haben. Und gern gibt er denn wäre es nicht so, so würde er nicht das einzige geben, was er mit sich führt und was er sich selbst so schwer durch seiner Hände Arbeit verdienen muß.

Hiermit vergleiche man die widerwillige bürgerliche und offizielle Wohlthätigkeit, wie sie sich bald wieder beim Herannahen des Winters breit machen wird. Man geht ins Konzert, in den Bazar, auf den Ball, veranstaltet eine Verlosung, um dem unangenehmen Geschäft wenigstens eine kleine Würze zu geben. Außerdem merkt man es so am wenigsten. Denn es ist sehr schmerzhaft, von dem das ganze Jahr hindurch mühsam zusammengestohlenen Gewinn auch nur den kleinsten Teil abgeben zu müssen. „Dafür könnte man sich lieber eine bunte Schleife oder eine neue Hutfeder zulegen. Und dazu bekommen es gewöhnlich nur Untwürdige: die Leute haben es ja gar nicht verdient, sie sind ja selbst schuld an ihrer schlimmen Lage.“

— „Selbstverständliche“ Erscheinungen. In einem gedankenreichen Vortrag hat Dr. F. Meißel die Forderungen umschrieben, welche Naturwissenschaft und Technik an den Schulunterricht stellen. Wir wollen daraus, schreibt die „Technische Rundschau“, nur die verschiedene Betonung der ungerechten Wertung herausheben, die wir auf die mannigfachen Beobachtungen der Naturerscheinungen anzutenden pflegen, je nachdem sie uns vertraut oder neu sind. Wir halten der Fall eines nichtbeseitigten Körpers der schwerer als die Luft ist, für „selbstverständlich“, weil er ja von der Erde „angezogen“ wird. Daß diese „Anziehung“ aber keine Erklärung, sondern nur ein Wort zur Bezeichnung der Tatsache des Fallens ist, wird den

meisten nicht klar. In der That bezeichnen wir — und darauf kann gar nicht eindringlich genug hingewiesen werden — die Vorgänge und Erscheinungen als selbstverständlich, die wir von Kindesbeinen an wahrzunehmen gewöhnt sind, jene aber als wunderbar, die wir zum ersten Male wahrnehmen. Es sei erinnert an die Entdeckung der Röntgenstrahlen. Ein ungebeutes Erstaunen durchlief die ganze Menschheit; Strahlen, die durch Papier, Holz, Leder usw. hindurchgehen! Unglaublich! Unsäglich! Wunderbar! — Daß aber die gewöhnlichen Strahlen durch Glas, Gelatine, hundertlei Kristalle hindurchgehen — nein, das ist nicht wunderbar; das ist ja ganz selbstverständlich! — Und worin liegt, wenn wir genauer zusehen, der ganze Unterschied zwischen beiden Erscheinungen? Doch nur daran, daß wir an die eine gewöhnt sind, an die andere nicht. Erklärt ist die eine so wenig wie die andere. Stellen wir uns einmal vor, von einem neugeborenen Kinde würden alle im gewöhnlichen Sinne des Wortes durchsichtigen, festen Körper sorgfältig ferngehalten! Dann würde sich in der Vorstellung des zum Bewußtsein erwachenden Kindes der Begriff der Festigkeit mit dem der Undurchsichtigkeit so fest verbinden, daß ihm die eine Eigenschaft als durch die andere bedingt erscheinen würde. Wenn nun jemand dem Erwachenden ein Stück gewöhnlichen Glases zeigen würde, so wäre sein Erstaunen über den festen Körper, der für Lichtstrahlen durchlässig ist, sicherlich ein unbegrenztes. Kaum geringer ist das Erstaunen des Schülers, der in der Thierstunde zum ersten Male farbige Gase sieht; durch seine bisherigen Erfahrungen hatte sich eben der Begriff der Luftförmigkeit mit dem der Unsichtbarkeit fest verbunden. Nichts in der Natur ist eben wunderbarer als etwas anderes! —

## Theater.

Deutsches Theater. Masterade. Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. — Das neue Stück von Fulda hatte einen starken, unbestrittenen Erfolg beim Publikum. Der erste Akt freilich schillerte bedenklich in ein gewisses Gartenlauben-Romaneer hinüber — so viel Verzwicktheit in der Situation, so viel Edelmut und so viel „schönes“ Schriftdeutsch gab es da. Hätte Fulda etwa versucht den Hauptact des Dramas auf die psychologische Entwicklung zu legen, so wäre, nach der Probe dieser Einführung zu schließen, wenig Erfreuliches herausgekommen. Aber der sentimentale Auftakt leitet zu einer drastisch amüsanten Gesellschaftsatire hinüber, die mit ungewöhnlichem Theatergeschick auf dem im ersten Akt skizzierten Voraussetzungen sich aufbaut. Gewiß, ein gut Teil der Satire auf die Masterade der Heudelei war nicht gerade neu, vieles, der Form nach wenigstens, stark übertrieben, und doch hielt sie durch einen frischen Zug in Atem. Man konnte an die Art Briereu erinnert werden, aber nirgends außer in der „Roten Robe“ ist es wohl dem Franzosen gelungen, zu seinen moralisierend-satirischen Tendenzen eine so rasch und sicher fortschreitende, so pointierte Handlung zu erfinden. Die plötzliche Verwandlung der armen Geliebten in einen heiratswürdigen Goldfisch hat Fulda ohne sonderlichen Zwang geradezu epigrammatisch auszumengen verstanden.

Ein reicher Diplomat, der die Geliebte mit dem Kind verlassen, um eine Standesehe einzugehen, kehrt als Witwer reuig in die Heimat zurück, um an der Tochter seine Schuld so weit als möglich gut zu machen. Voller Stolz weist Gerda ihn zuerst zurück. Als er bittet, ihm zu gestatten, daß er sie durch Adoption legitimiere, bekennt sie offen ihr Verhältnis zu einem jungen vornehmen Mann. Sie sei nicht mehr die Unberührte, die sie scheint. Der Freiherr hält sein Anerbieten aufrecht. Er kennt den Vater des Professors und will den Bund, was ihr der schönste Traum war, durch eine Ehe festigen. Die Eltern sollen sie kennen lernen, sie würden, wenn sie erfahren, daß Gerda seinen Namen trägt und seine Güter erbt, den Widerstand schon fahren lassen.

Der zweite Akt spielt in dem Hause von Geheimrats. Der Alte, ein Karrierejäger und Schürzenjäger, der seine Gelapaden hinter einer ehernen Maske der Scheinheiligkeit verbirgt und mit seiner eigens dazu dressierten armen Frau vor Fremden meisterhaft die Komödie glücklichen Familienlebens spielt, fñhlt sich durch den Besuch des Freiherrn, des ehemaligen Univeritätskammeraden, hochgeehrt. Erzellenz läßt einige Worte über seine Tochter fallen, die den jungen Herrn bereits kennen gelernt, und ladet die Schellhorns dringend zu sich ein. Triumphierend beklüdwünscht der Geheimrat seinen Sohn. Kein Zweifel, irgendwo auf einer Gesellschaft, wenn er sich darauf auch nicht besinne, muß der Schlingel mit dieser Baroneß zusammengetroffen sein und Eindruck auf ihr Herz gemacht haben. Ihretwegen sei Erzellenz gekommen! Nun gilt es unbedingt zuzuwarten und die glänzende Partie zu sichern. Schellhorn jun. spricht von Gerda; das Mädchen liebe ihn aus voller Seele, er könne da nicht los. Ein bißchen Pathos, dann vor dem grinsenden Jynismus und den Drohungen des Vaters ein feiges sich Duden und Zusammenklappen. Nicht einmal einen Aufschub billigt der würdige Erzeuger dem würdigen Sprößling zu, gleich morgen, vor dem Besuch bei seiner Erzellenz, soll der Abschiedsbrief geschrieben werden. So kommt der schlagende, satirische Kontrast heraus, daß dasselbe Mädchen in seiner Doppelrolle im gleichen Augenblick von einem und demselben Mann verlassen und unworben wird.

Die alten Herrschaften erscheinen in der Freiherrlichen Wohnung und kündigen das Kommen ihres Sohnes an. Sie überbieten sich in Lobpreisungen auf das hübsche Fräulein Tochter. Da wird Gerda herausgerufen, die Zimmerwirtin bringt ihr den vom Hause Edmunds

eben eingetroffenen Brief. In wilder Empörung stürzt sie zurück in die Gesellschaft und schreit den glatten Genchlern die Wahrheit ins Gesicht.

Schellhorn sen. und jun. haben Kriegsrat gehalten und schreiten, um die Partie zu retten, den Standal zu dämpfen, zu einem letzten Angriff. Aber Gerda bleibt standhaft. Als Edmund nochmals die Tiefe seiner Liebe zu beteuern wagt, jagt sie ihn mit der Drohung, daß sie des Freiherrn Namen und Geld nicht annehme, in schmachliche Flucht. Aber der Vater wird sie nicht verlassen. Seine freie Güte tröstet sie und weckt in der Enttäuschten das tief verborgene Gefühl kindlicher Liebe. Eine Reihe satirischer Episoden ergänzt das Bild. Vorzüglich ist des Freiherrn Bruder, der ängstliche Minister, der nirgends, nicht einmal im eigenen Hause Macht besitzt, absonderlich.

Die Aufführung bot keine besonders hervorragende Einzelleistung, aber ein wohl durchgeübtes und flottes Ensemble. —

dt.

### Medizinisches.

ic. Ein genähtes Herz. Die Operation des Herzmuskels, der so lange als ein Nühmichnichtan gegolten hat, wird jetzt immer häufiger. Der „Lancet“ bringt wieder eine Beschreibung einer solchen seitens eines Arztes, des Dr. Somerville. Dieser wurde zu einem Kranken gerufen, der in einem öffentlichen Lesesaal einen Selbstmordversuch gemacht hatte, indem er sich ein Taschenmesser ins Herz stieß. Er gab selbst an, daß er plötzlich beim Lesen einer Zeitung den unwillkürlichen Trieb empfunden hätte, sich das Leben zu nehmen. Er öffnete die Weste und fühlte nach seinem Herzschlag. Dann nahm er sein Messer, öffnete die große Klinge, befestigte das Messer am Griff des Zeitungshalters und stieß es sich dann mit ganzer Kraft in die Brust. Er ließ das Messer in dieser Stellung etwa eine halbe Minute, während er in Schweiß ausbrach und gleichsam eine warme Welle über seinen ganzen Körper gehen fühlte. Ueberrascht und unbefriedigt, daß er noch am Leben wäre, zog er das Messer heraus und stieß es dicht über der ersten Wunde nochmals hinein. Jetzt fühlte er, wie es bei jedem Herzschlag auf und nieder ging. Auch diesmal konnte er nicht ganz gut getroffen haben, er drehte daher das Messer noch zweimal in der Wunde herum. In diesem Augenblick wurde er überrascht und in Bewußtlosigkeit genommen. Der Arzt sah in fünf Minuten nach der Verletzung und fand ihn blaß und sehr schwach. In weniger als einer Stunde wurde die Operation begonnen, und es stellte sich heraus, daß das Herz in seinen äußeren Teilen verletzt war und stark blutete. Schon während die Wunde vernäht wurde, zeigte sich eine Besserung der Herzthätigkeit. Die Operation dauerte im ganzen dreiviertel Stunden und das Allgemeinbefinden des Kranken war sehr schlecht, zumal er keine Nahrung annehmen wollte, weil er sonderbarerweise nunmehr Furcht davor hatte, vergiftet zu werden. Während die Wunde sichtlich gute Fortschritte in der Heilung machte, wurde der geistige Zustand des Kranken immer schlechter. Er litt an Sinnestäuschungen und an Schlaflosigkeit, und nur zuweilen war ihm etwas Nahrung beizubringen. Fünfzehn Tage nach der Operation wurde es deshalb für nötig befunden, ihn in ein Irrenhaus zur weiteren Behandlung überzuführen. Die Herzthätigkeit war damals bereits wieder ganz regelmäßig geworden, und der Puls zeigte nur achtzig Schläge in der Minute. Etwa zwei Wochen darauf durfte der Patient aufstehen, und wenig später konnte er als völlig geheilt entlassen werden, wenigstens was den Zustand seiner Verwundung betraf. Sein geistiger Zustand schien weit aus dem Bedenklichsten in seinem Befinden zu sein, wie ja auch die eigentümliche Geschichte des Selbstmordversuchs deutlich bewies. —

### Aus dem Tierleben.

— Die Storchkolonie in der Treene niederung (Schleswig-Holstein). Kürzlich wurde berichtet, daß in dem Dorfe Seeth bei Friedrichstadt an der Eider noch etwa 200 Storchester zu finden wären und daß die Zahl der Störche nicht abnehme. Dies entspricht nicht den Tatsachen. Die Zahl der Störche ist in den letzten Jahrzehnten hier wie in den Niederungen der Eider und Treene überhaupt, ständig zurückgegangen, und in dem Dorfe Seeth findet man in diesem Jahre höchstens noch 80 Nester, während im vorigen Jahre noch 100 gezählt wurden. Der Rückgang der Zahl der Störche mag einestheils darin begründet sein, daß man bei der Errichtung der ländlichen Gebäude mehr von der weichen zur harten Bedachung übergeht und so dem Storch die Nistgelegenheit raubt, andererseits darin, daß auch der Landwirt den Storch keineswegs mehr zu den nützlichen Vögeln rechnet. Der Storch tut in der Jagd großen Schaden und vernichtet die Eier und die Jungen zahlreicher nützlicher Singvögel, die an der Erde nisten. Immerhin rechnet man die Zahl der Störche in Stapelholm einschließlich der Jungen im Herbst auf 1000. In diesem Jahre dürfte die Zahl der Nester also in Seeth gegen 80, in Hollingsfeldt an der Treene gegen 40, in Bergenhusen gegen 20, in Wohlde gegen 15, in Nordstapel gegen 20 sein. Eine geringere Zahl von Nestern findet sich in Meggerdorf, Süderstapel, Drage, Telen, Erbe und Friedrichstadt. In Seeth befinden sich einige Nester auf den Bäumen, welche die Bohnstellen umgeben. Außer dem Dorfe Seeth waren früher in Holstein die Dörfer Wede, Steinbel usw. in einzelnen Gemeinden an der Landstraße zwischen Seeberg und Lübeck wahre Storchkolonien. Der schwarze Storch wird nur ganz selten in den

Waldungen des östlichen Schleswig-Holsteins gefunden, selten verirrt er sich nach dem Mittelrücken. — („Merthaus“).

### Technisches.

bu. Der Schließliche Schiffskreisel. Zu den unangenehmsten Weigaben einer Seereise gehört bekanntlich die Seekrankheit. Hervorgehoben wird sie durch die Schwankungen des Schiffes, die auch dem größten und modernsten Dzeandampfer bei hohem Seegang durch die Bewegungen der Wellen aufzwingen werden. Am lästigsten für die Passagiere, auch für die Glücklichsten unter ihnen, die von der Seekrankheit verschont bleiben, sind die sogenannten Rollbewegungen des Schiffes; das sind die Pendelungen des Schiffsrumpfes um seine Längsachse. Das Bestreben der Schiffbauer ist daher schon von jeher darauf gerichtet gewesen, diese Pendelungen durch allerlei Vorkehrungen zu mildern und abzdämpfen. Als wirksamstes Mittel hierfür erwies sich bis jetzt das Anbringen von Kollkellern. Die Kollkelle bestehen aus zwei hervorspringenden Längsrippen an der Unterseite des Schiffsrumpfes, und ihre Wirkung beruht darin, daß sie bei der Pendelung des Schiffsrumpfes im Wasser starke Reibung hervorrufen, wodurch die Bewegungsenergie des pendelnden Schiffes vernichtet wird. — Ein ganz originelles Verfahren zur Abdämpfung der Kollbewegung hat in jüngster Zeit D. Schlid, der Erfinder des nach ihm benannten Ausgleichsverfahrens für Schiffsmaschinen, erfunden. Schlid will zur Verminderung der Kollbewegung einen im Schiffsinnern rotierenden, in einem Rahmen drehbar aufgehängten schweren Kreisell verwenden. Der Kreisell besteht aus einem schweren Schwungrad aus Stahl, das um eine senkrecht stehende Achse mit großer Geschwindigkeit rotiert, angetrieben durch einen Elektromotor. Schwungrad und Motor sind an einem straffen Rahmen befestigt, der um eine horizontale, in der Querrichtung des Schiffes liegende Achse schwingen kann. Fängt das Schiff nun an zu rollen, so antwortet nach den Gesetzen der Kreisellbewegung des Rahmens mit dem rotierenden Schwungrad sofort durch starke Pendelungen um die Querachse. Diese Pendelungen des Rahmens werden durch Bremsvorrichtungen abgebremst und dadurch wird auch die Bewegungsenergie des rollenden Schiffes vernichtet. Die Kollbewegung stirbt also dann sehr schnell ab. Ob sich die Einrichtung in der Praxis bewähren wird, soll demnächst durch ein Versuchsschiff festgestellt werden. Theoretische Untersuchungen, die von Professor Jöppel sehr eingehend durchgeführt wurden, geben die besten Hoffnungen auf einen guten Erfolg. —

### Notizen.

- „Jost Seefried“, ein neuer Roman von Casar Flaishler, erscheint Anfang Dezember im Verlage von Egon Fleischel u. Co. in Berlin.
- Sven Langes Drama „Die stillen Stuben“ ist die nächste Neuheit des Kleinen Theaters. Die Ehsoldt spielt die weibliche Hauptrolle.
- Wolzogen hat für die Zeit vom 1. Mai bis 15. August kommenden Jahres das Thalia-Theater gepachtet. Er will hier das „Deutsche Singspiel“ pflegen.
- Eine neue Oper von Mascagni, „Mica“, wird im März in Montecarlo die Uraufführung erleben.
- In London wird das Bühnenwerk einer Schriftstellerin bei der ersten Vorstellung ausgepiffen. Dichterin und Direktorin geben nun eine Freivorstellung, um die „richtige“ Meinung des Publikums zu erfahren.
- Gagen. Ein Berliner Variétés hat der Hansi Niese für ein Gastspiel von einem Monat ein Honorar von 30 000 M. — Der Münchener Kammerfänger Knote hat eine Gastspielreise nach Amerika angetreten. Sein viermonatliches Gastspiel wird ihm rund 150 000 M. einbringen.
- Preisausschreiben. Zur Erlangung von Fassadentwürfen zu einem neuen Aufnahmgebäude im Bahnhof Karlsruhe wird unter den in Deutschland ansässigen deutschen Architekten ein Wettbewerb eröffnet. Die Preise betragen 5000, 3000 und 1500 M. Der Anlauf von weiteren Entwürfen zum Preise von je 800 M. wird vorbehalten. Ablieferungstermin: 1. März 1905. Adresse: Generaldirektion der badischen Staatseisenbahnen in Karlsruhe.
- en. Ein sonderbarer Patient war der Gegenstand einer Mitteilung zweier Ärzte an die ärztliche Gesellschaft der Krankenhäuser in Paris. Es handelte sich um einen Kranken, der auf seine besondere Bitte nicht weniger als dreimal einer schweren Operation, die eine Öffnung des Leibes bedingte, unterworfen worden war. Wegen heftiger Schmerzen und Störungen des Allgemeinbefindens hielt er sich überzeugt, daß er von einer tuberkulösen Bauchfellentzündung ergriffen wäre, und wurde daraufhin 1896, 1898 und 1901 operiert. Der Mann erwies sich aber als geradezu unersättlich in seinen Ansprüchen und verlangte jetzt vor kurzem die vierte Operation. Diesmal aber widerlegten sich die Chirurgen, nachdem sie jedesmal festgestellt hatten, daß die Klagen des Patienten unberechtigt und wahrscheinlich nur die Folge einer eigentümlichen hysterischen Veranlagung waren.
- 750 000 Rebhühner sollen jährlich in Deutschland an Telegraphendrähten zugrunde gehen. —